

Zeitschrift: Die schweizerische Baukunst
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 11 (1919)
Heft: 9

Artikel: Arbeiten des Architekten A. Cristofari in Zürich
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-660530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE SCHWEIZERISCHE BAUKUNST

ARBEITEN DES ARCHITEKTEN A. CRISTOFARI IN ZÜRICH

Die Aufgabe zeitgenössischer Zweckbaukunst besteht in Anpassung, in fortwährend gesteigerter und neue Wege suchender Anpassung an neue Verhältnisse. Die Zeiten sind vorbei, da man in der Lage war, ohne Rücksicht auf Erstellungskosten und unberührt von den Grenzen des Raumes, Wohnstätten behaglich auszubreiten oder Prunkbauten beliebig hochzutürmen. Bodenpreis, Materialkosten und Arbeitslohn, dann aber auch Servituten, öffentliches Wegrecht und Bauvorschriften beschneiden und durchkreuzen Bauplan und Fassade. Sie beengen den Grundriss, doch auch die Bauhöhe, denn auch in die Luft strecken sich hindernde Hände, bieten jedem First, jedem Mauervorsprung ein Halt, und es heisst sich fügen.

Diese Einschränkungen stehen im Widerstreit mit den keineswegs bescheidener gewordenen Ansprüchen der Bauherrschaft und mit dem Bedürfnis des Architekten selbst, ein Bauwerk zu schaffen, das einem künstlerischen Gedanken Ausdruck gibt und sich von der Umgebung abhebt, sich ihr gleichwohl einordnend.

Diese komplexe Aufgabe des Architekten wird ihm vom Bauherrn in den meisten Fällen nicht gerade erleichtert. Im Gegenteil. Man wünscht viele, grosse und hohe Räume, sorgfältig erbaut und geschmackvoll, wenn nicht gar prunkhaft eingerichtet. Ein herrschaftlicher Eingang darf nicht fehlen, ein schöner Garten ist Lebensbedingung und solides Mauerwerk selbstverständlich. Das ist das Pflichtenheft, das der Bauherr seinem Berater überbindet, nicht ohne die stets wiederholte Mahnung: „Sparen, sparen, sparen.“

Beste sanitäre Einrichtungen, aber beileibe kein Zuschlag. Eingebaute Möbel, teure Tapeten, aber keine Ueberschreitung des Budgets. Ein Kamin, eine Halle, eine ausgebaute Veranda, aber billig, billig, lautet der Refrain.

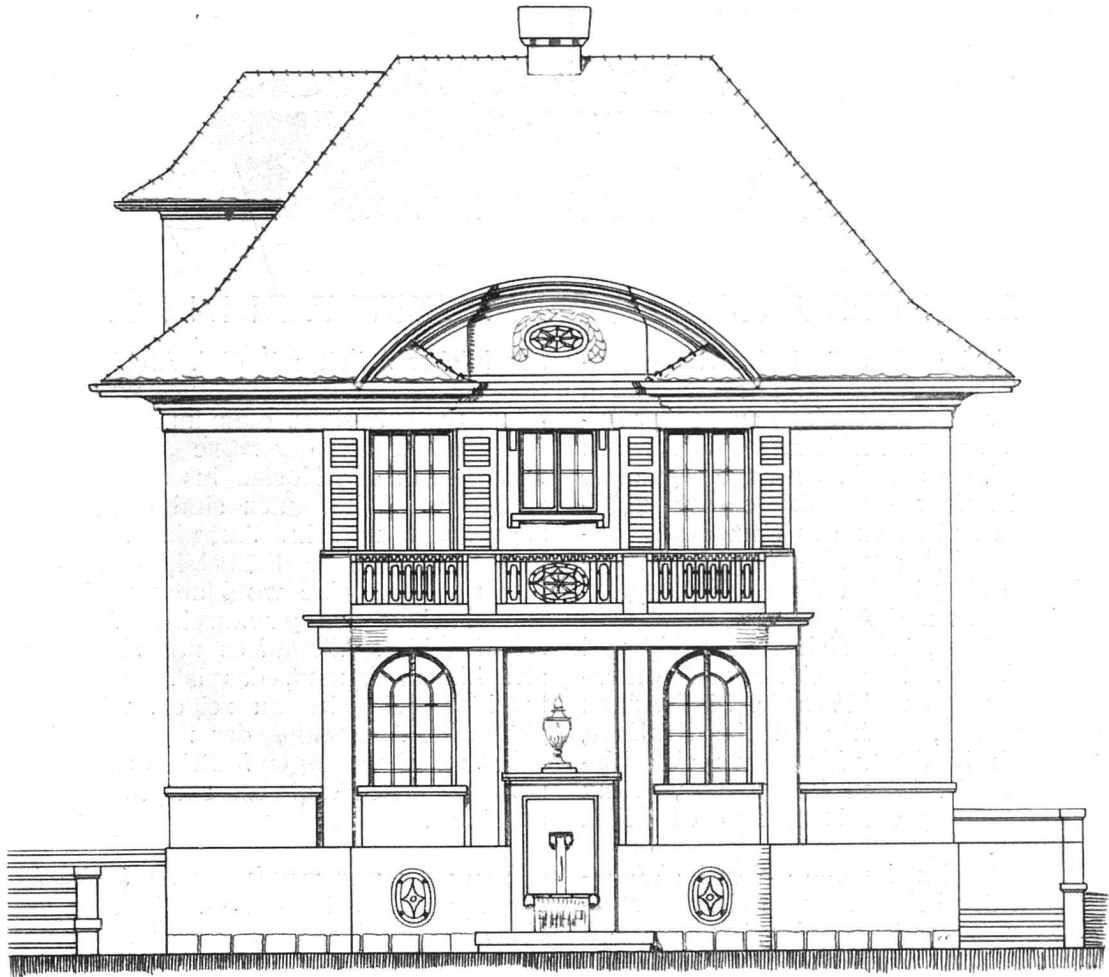
Unsere heutige Nummer bringt Grundrisse und Ansichten einiger von dipl. Architekt A. Cristofari — teilweise in gemein-

schaftlicher Arbeit mit dipl. Architekt Max Steffen — erstellten Wohnbauten, welche gute Lösungen aufweisen, ohne im Ausmass des Grundstückes, in der Höhe der Konstruktion und in den Kosten ins Ungemessene zu steigen. Die Bauten sind dem Terrain angegliedert und ihre Fassaden fügen sich in das umgebende Städtebild ein, wobei hier und dort eine wohldurchdachte Gartenarchitektur den gewünschten Ausgleich schaffen hilft. Worauf es uns aber in erster Linie ankommt, das ist, an den gebrachten Beispielen zu zeigen, wie durch geschickte Anordnung der Räume mit verhältnismässig geringen Mitteln dem Bedürfnis behaglichen Wohnens entsprochen werden kann.

Villa an der Hochstrasse (siehe Abbildungen Seite 127—130). Gegeben war ein schmaler Bauplatz, daneben störende grosse Mietshäuser (siehe Lageplan). Einige alte Bäume sollten geschont werden. Der Grundriss legt nun Küche, Office, Bäder und Closet gegen diese Häuser, während die Wohnräume der Aussicht und der Sonnenseite zu sich öffnen. In dem dadurch entstehenden Winkel liegen die sonnigen Veranden und Pergola, im Zentrum, ebenfalls reichlich besonnt, die Diele, die den Uebergang zum Garten durch gänzliche Auflösung der Aussenwand vermittelt. Gesteigert wird diese Wirkung durch ganz niedrige Brüstungen, die den Blick in den Garten frei lassen. Garten, Terrasse mit Pergola und Diele bilden hier ein einheitliches Ganzes. Die Verbindung zwischen Küche-Office-Speisezimmer mit Keller und Hauseingang, ferner Schlafzimmer-Bad usw. ist sorgfältig abgewogen und klar übersichtlich.

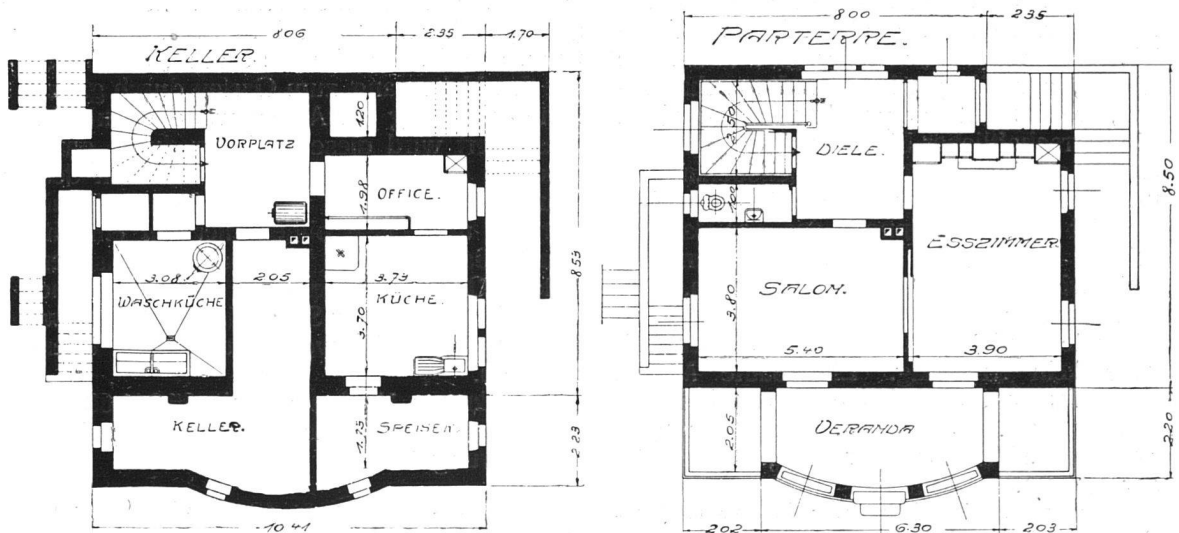
Kubikmass 1757 m³; Preis 65,241.60 Fr.; pro m³ = 36 Fr. ohne Umgebungsarbeiten; Ausführung 1912.

Haus an der Hinterbergstrasse (siehe Abbildungen 125—126). Vorhanden war ein altes Bauernhaus mit Scheune, umstanden



Haus an der Susenbergstrasse in Zürich. — Fassade.

Architekt: A. Cristofari, Zürich.



Grundrisse.

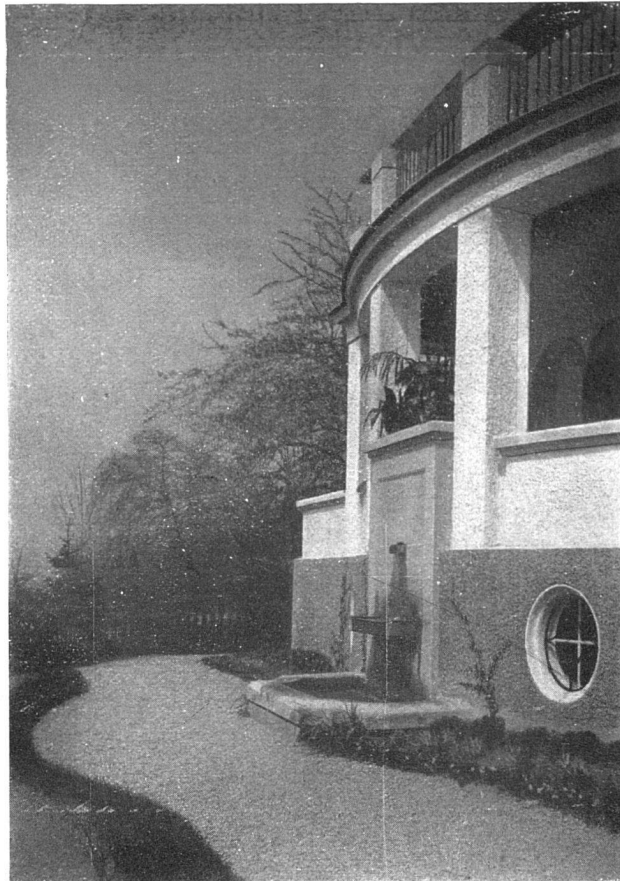


Haus an der Susenbergstrasse in Zürich. — Ansicht von der Strasse.

Architekt: A. Cristofari, Zürich.

von grossen Nuss- und Kirschbäumen, Pappeln, sowie mächtigen Hollunderbüschen. Starkes Gefälle des Terrains an einer Wegkreuzung. Der ausserordentlich schöne Baumbestand blieb vollständig erhalten, indem der Neubau an Stelle der Scheune errichtet wurde. Das Bauernhaus, bis auf Parterredecke abgetragen, erhielt eine Terrasse, die um einige Stufen niedriger als der Parterreboden des neuen Hauses,

von diesem aus leicht zugänglich ist. Das Gefälle wurde weiterhin ausgenützt durch Verlegen der Küche und Office in den Keller, anschliessend an das alte Gebäude, das nunmehr Waschküche und Gartenzimmer aufnimmt. Der Baumbestand wirkte gleichfalls bestimmend auf die Gestaltung des Einganges, welcher unter dem alten Hollunderbusch durchführt, sowie auf die gesamte Architektur, die, auf jeden Zierrat

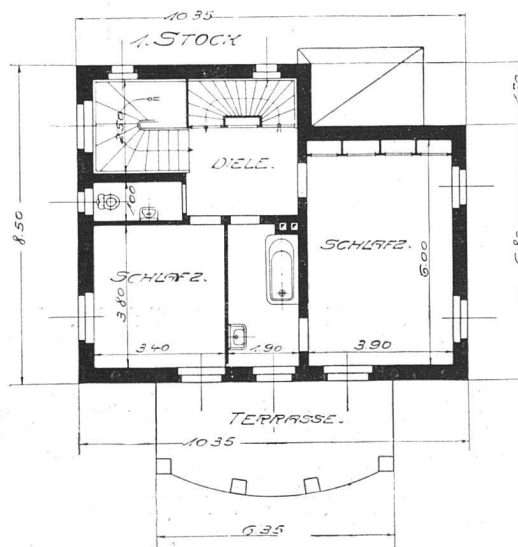


Haus an der
Susenbergstrasse in
Zürich.

Veranda mit Brunnen.
Architekt:
A. Cristofari, Zürich.

verzichtend, den Zürchergiebel als Dominante führt.

Kubikinhalt: Hauptbau 1370 m³ à 45 Fr. = 61,000 Fr., Vorbau 260 m³ à 30 Fr. = 7800 Fr.; Ausführung 1913.



Grundriss des I. Stockes.

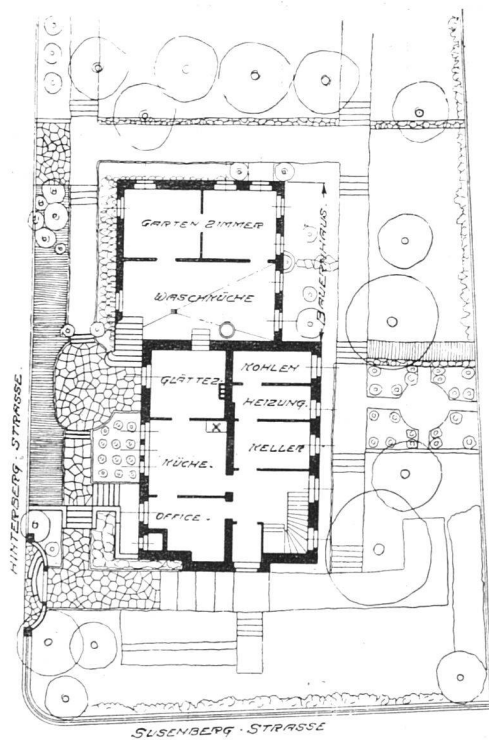
Häuser an der Susenbergstrasse (siehe Abbildungen Seite 122—124 und 131—132). Diese stellen Typen von kleinen Einfamilienhäusern dar, die mit beschränkten Mitteln erbaut, gleichwohl den Besitzern den Komfort des besseren Miethauses bieten, verbunden mit den Annehmlichkeiten des Alleinwohnens im eigenen Hause mit eigenem Stück Gartenland.

Haus an der Hauserstrasse (siehe Abbildungen Seite 133—134). Das Beispiel eines Wohnhauses kleinster Abmessung. Es enthält, wie der Grundriss zeigt: Parterre, ein geräumiges Esszimmer und Wohnzimmer, verbunden durch kleinen, zu Wohnzwecken benützbaren Vorplatz, mit einfacher geradläufiger Treppe zum I. Stock, in dem noch drei Schlafzimmer, Bad und Closet Platz finden. Ueber dem Kehlgebälk liegen noch Vorplatz und Mädchenkammer.

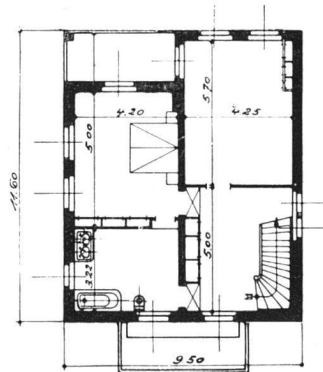
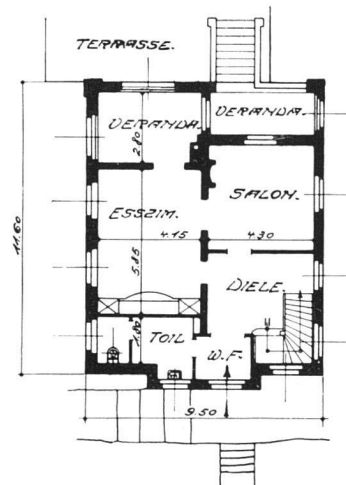
Ausführung 1917/18. Die ungeheuer gesteigerten Erstellungskosten der Kriegsjahre zwangen zur äussersten Sparsamkeit. Die Umfassungsmauern bestehen aus Riegel-fachwerk, ausgefüllt durch 7 cm starke Tektonplatten. Zur weiteren Isolierung wurde

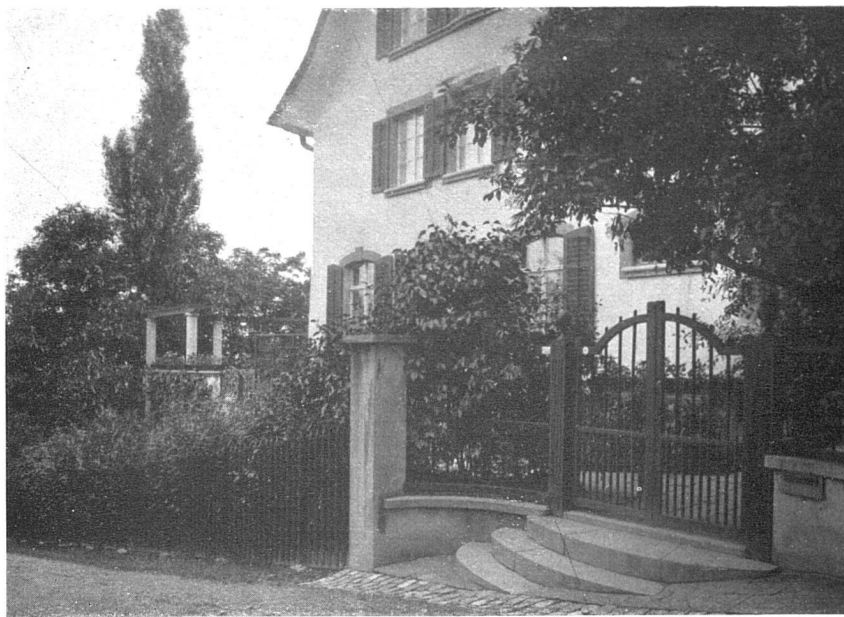


Haus an der Hinterbergstrasse in Zürich. — Gesamtansicht.



Haus an der Hinterbergstrasse.
Situationsplan mit Grundriss des Souterrains.
Grundrisse (rechts) des Parterres und I. Stockes.
Architekt: A. Cristofari, Zürich.

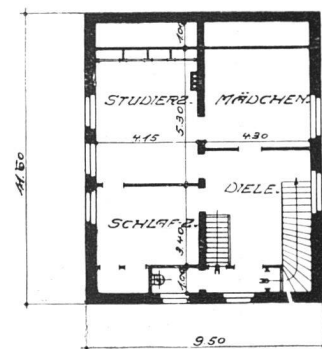




Haus an der Hinterbergstrasse in Zürich. — Eingang mit Blick auf Pergola.



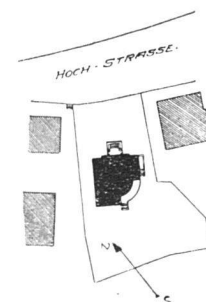
Diele mit Aufgang zum I. Stock.



Grundriss vom Dachgeschoss.

Architekt:

A. Cristofari, Zürich.



Zu Seite 127.



Villa an der Hochstrasse in Zürich. — Eingang.

Architekt: A. Cristofari, Zürich.

in einem Abstand von 3 cm von den Tektondielen innen eine Gipswand errichtet, aussen Dachpappe und Ziegelrabitzputz angebracht. Die Dimensionen des Grundrisses beschränken sich auf $10,20 \times 6,16$. Dieser neugeschaffene Typus eines Kleinhauses erwies sich als durchaus bewohnbar und hat einer seither erstellten Gruppe von Serienhäusern zum Vorbild gedient. Hinzuweisen wäre noch auf die schnelle Erstellung des

Objektes, die vom ersten Spatenstich bis zum Einzug des Besitzers lediglich drei Monate in Anspruch nahm.

Kubikinhalt zirka 560 m^3 ; Baukosten zirka 40,000 Fr.

Miethausgruppe an der Hardturmstrasse „zum Walkerhof“ (siehe Abbildungen Seite 135—139). Vier grosse Miethäuser aneinandergebaut. Die Parterreräum-



Villa an der Hochstrasse in Zürich. — Südseite.

Architekt: A. Cristofari, Zürich.

lichkeiten vereinigen sich zu einem grossen Geschäfts- und Lagerhaus. Derartige vielstöckige Mietobjekte haben nur zu leicht das Aussehen turmähnlicher Kasten. Durch den hier betätigten Zusammenschluss wurde diese ungünstige Wirkung vermieden und es entstand ein Ganzes, das gefällig auf breiter Basis ruht. Dieser Eindruck des breit hingelagerten wird glücklich verstärkt durch das unter dem obersten Stockwerk angebrachte Klebdach, das im Mitteltrakt unterbrochen, diesen betont. In breiter Rundung

ausladende Erker, die ganze Wohnräume enthalten, stellen diese an Licht und Sonne und beleben in symmetrischer Folge die gewaltige Fläche der Fassade, ohne diese unruhig werden zu lassen. Die Gliederung derart grosser Flächen lässt sich durch vertikale Teilung verhältnismässig leicht erzielen, dabei entsteht aber meist der Eindruck hochgedrückter, engbrüstiger Bauteile. Eine beliebte, aber billige Lösung. Hier wurde versucht, durch horizontale Teilung — Hauptgesimse, Klebdach, breiter Mauer-



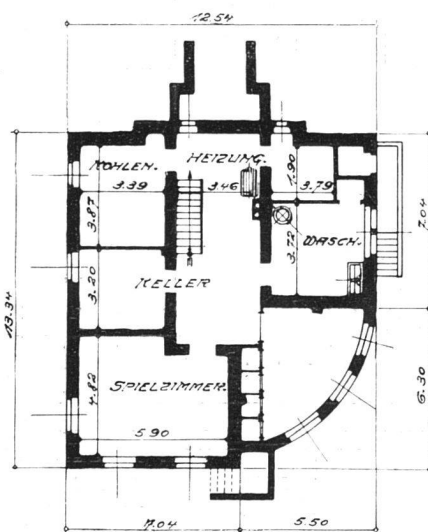
Villa
an der Hochstrasse
in Zürich.

Südwestseite.
Architekt:
A. Cristofari, Zürich.

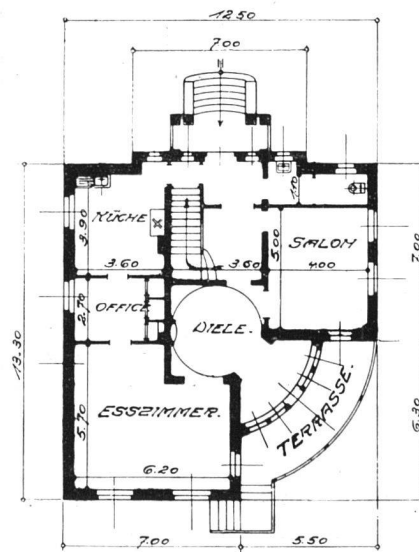
gurt über dem Erdgeschoss — zu wirken und ein harmonisches Bild geschaffen. Die Mietwohnungen, die zu mässigem Zins abgegeben werden, erhielten sorgfältige Ausstattung, Bäder und Warmwasserversorgung.

Der ganze Block wird durch eine gemeinsame Zentralheizungsanlage bedient.

Erstellung 1912; Kubikinhalt 26,500 m³; Baukosten komplett 652,000 Fr., also zirka 26 Fr. pro m³.

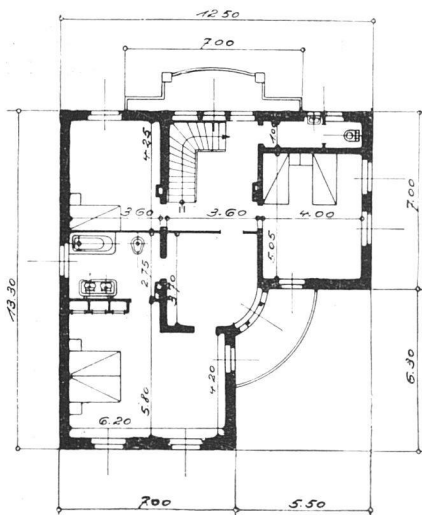


Grundrisse
vom Kellergeschoss
und
Parterre.

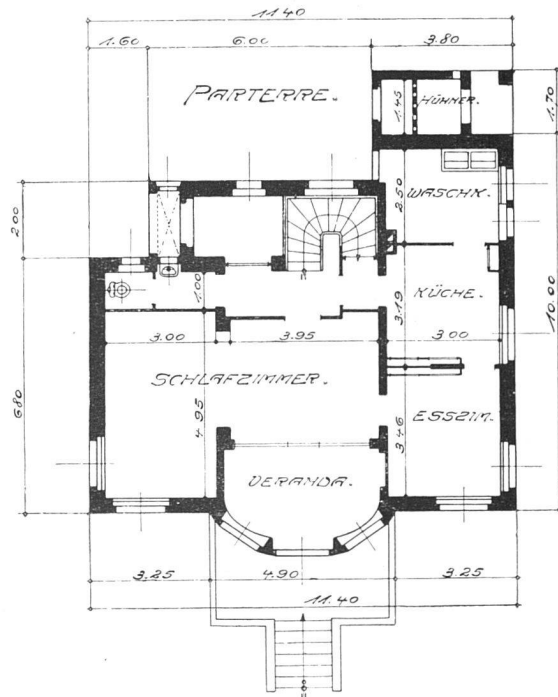




Villa an der Hochstrasse in Zürich. — Ansicht von der Strassenseite.



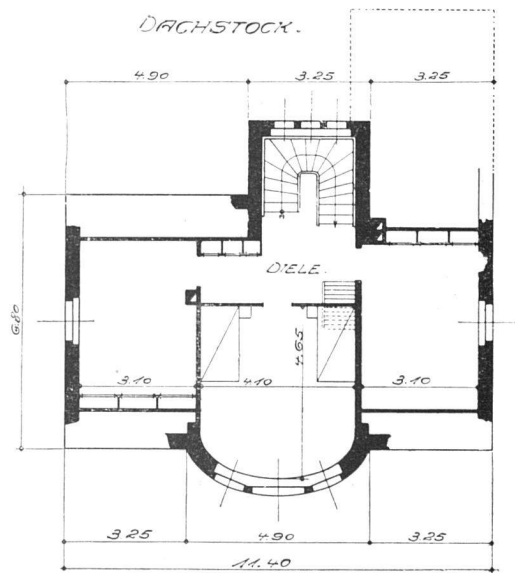
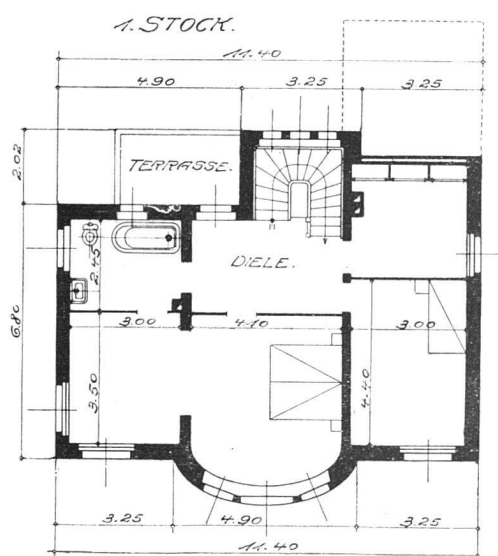
Villa an der Hochstrasse in Zürich.
Grundriss vom I. Stock.



Haus an der Susenbergstrasse in Zürich.
Grundriss (rechts) vom Parterre.
Architekt: A. Cristofari, Zürich.



Haus an der Susenbergstrasse in Zürich. — Ansicht von der Strasse.
Architekt: A. Cristofari, Zürich.



Grundrisse des I. und II. Stockes.



Haus an der Susenbergstrasse in Zürich. — Seitenansicht.
Architekt: A. Cristofari, Zürich.

Laboratorium M. U. Schoop, Hardturmstrasse (siehe Abbildungen Seite 140 bis 143). Eine mittelgrosse Fabrikanlage mit Versuchs- und Werkstatträumen, Abwartwohnung und grossen Bureaulokalitäten.

Die Ausführung vermeidet den nüchternen Stil des Fabrikbaues, ohne jedoch durch zwecklosen Zierrat den Charakter der Zweckbaute zu leugnen.

NEUE SIEDELUNGEN

von

INGENIEUR K. VON MEYENBURG, BASEL.

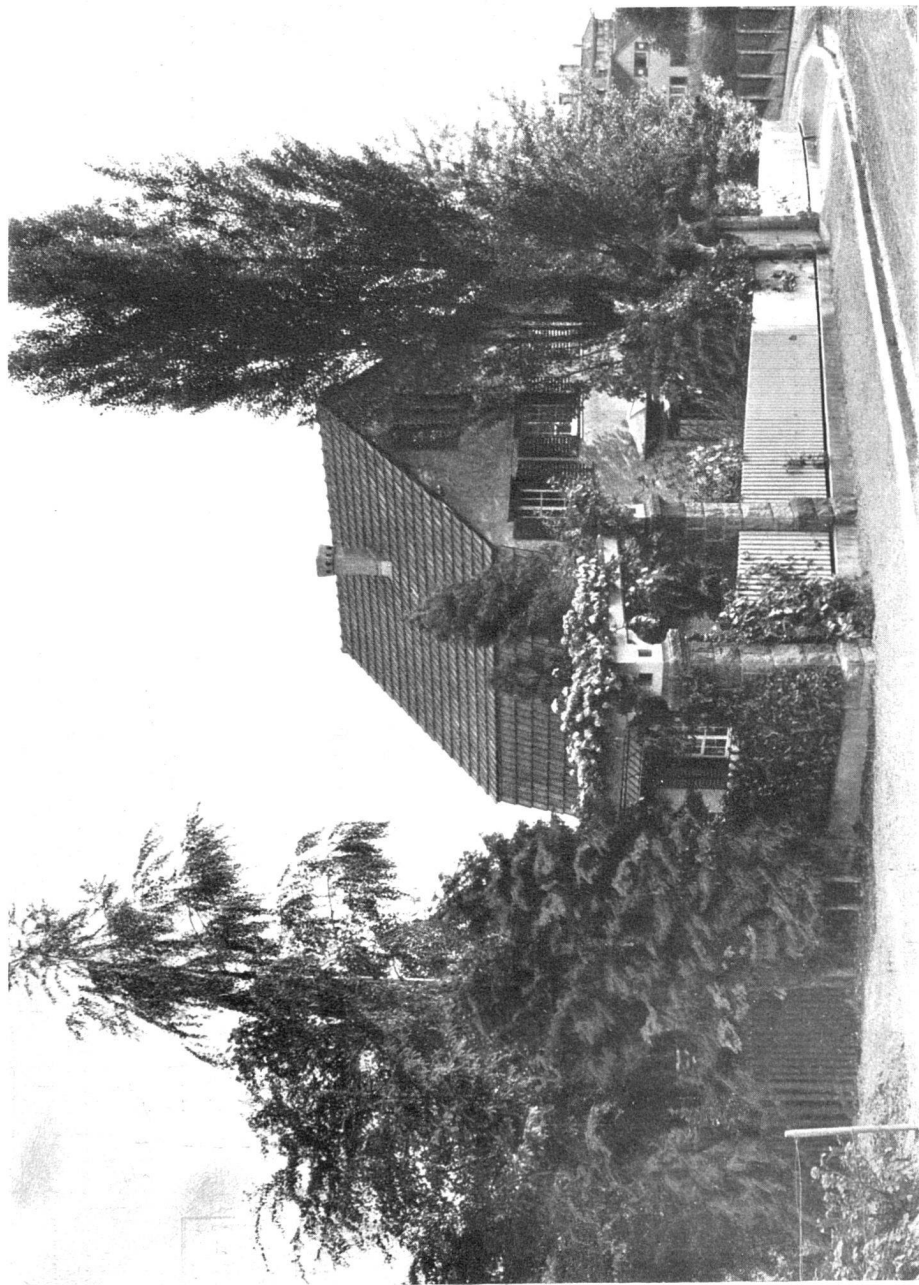
I

Am 6. Juli hielt Herr v. Meyenburg an der Jahresversammlung der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz in Zofingen einen Vortrag über das aktuelle Problem der Neuen Siedelungen. Er hat die ganze Frage auf eine so gründliche Art beleuchtet, wie wir es in der Schweiz bis jetzt noch nie gesehen haben. Mit seiner Erlaubnis geben wir den Vortrag in extenso wieder. — Die Redaktion.

Ueber neue Siedelungen Ihnen heute zu reden versprochen ein Architekt und ein Ingenieur. Sie erwarten also den alten fröhlichen Heimatschutzstreit zwischen schönem Altem und wüstem Neuem, zwischen langsam organisch gewordenem, Bodenständigem und verträumt Sterbendem und dem bewusst, aber unreif Durchdachten, hastig geschaffenen und unvollständig angepasstem Neuem, dem Neuen aus Eisenbeton und Gips, in frischer Form und Farbenfreude. Das reizt mich als Ingenieur nicht. Denn lange vor Ihrer Gründung war ich eifriger Heimatschützer, dann wurde ich aber ein sehr passiver Heimatschützer, solange die retrospektiv-konservierenden, kritisch-defensiven Tendenzen vorherrschten. Mit Freude konstatierte ich dann Ihren Umschwung zu aufbauenden organischen

Tendenzen, die nicht mehr neben dem guten Alten das schlechte Neue an den Pranger stellen und bekämpfen, sondern offensiv neben all das schlechte Alte besseres Neues als Ideal und Ziel hinstellen, nach dem alten Grundsatz der „reformatorischen Konkurrenz“. Dabei gilt es aber, das neue Vorbild so verlockend und erreichbar hinzustellen, dass der Wille zur Tat gespannt und im Entschluss entfesselt wird, bis das gelungene Beispiel in Druck, Wort, Bild, Kino und Konkreto Ihre neue tödlichste Waffe ist. Da tue ich gern mit. Das liegt im Wesen des Ingenieurs, des Ausheckers. Ich weiss meinen Herrn Korreferenten gleichgesinnt. Herr Prof. Rittmeyer hat alte und neue Siedelungen vom architektonischen Standpunkt aus beleuchtend an die Wand projiziert. Lassen Sie mich zu meinem Referat einige Worte sagen als Mensch und als Ingenieur.

Alles ruft heute nach mehr und besseren Wohnungen mit Pflanzland, als greifbarsten sozialen Leistungen. Wenn wir uns da in unserer schweizerischen Gesellschaft für Ansiedelung auf dem Lande eilig bemühen, diesem Ruf zu entsprechen, kurieren wir da nicht nur auf Symptome, begehen wir dabei keine Kopflösigkeiten, statt Paradiese eventuell Höllen bauend?

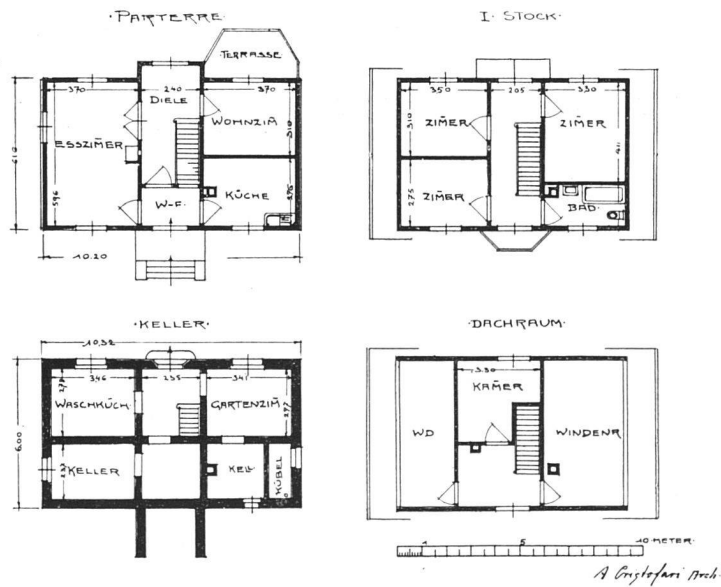


Haus an der Hauserstrasse in Zürich.

Architekt: A. Cristofari, Zürich.



Haus an der Hauserstrasse in Zürich.
Architekt: A. Cristofari, Zürich.



Grundrisse.

Was ist eigentlich Siedeln? Siedeln ist ein biologischer Urprozess. Alles Leben ist nur ein Streben und „Zügel“ weg von Unlust hin zur Lust, von Kälte zu Wärme, von Schatten zu Sonne, von Schwäche zu Stärke, von Hunger zu Futter, von gut zu besser, vom Tod zum Leben.

Seit die Temperatur der Erdpole unter 100 Grad Celsius sank, tun Mikroben, Wanzen, Wölfe, Menschen und Völker einerseits, und Flechten, Moose,

und erbauen an Städten, Strassen, Bahnen, Kanälen, Häfen, Flotten und Fabriken: es sind nur Werkzeuge für direkte und indirekte Energiejagd mit Gewalt oder Recht, oder mit einem trüben Gemische beider. Es ist alles nur Darwins „Struggle for life“, „getting a living“. Sein „Kampf“ ums Dasein, den man richtiger übersetzt hätte als das geängstigte strauchelnde Wettrennen der Kreatur nach der Lebensenergie. Ob es Fürsten oder Präsi-



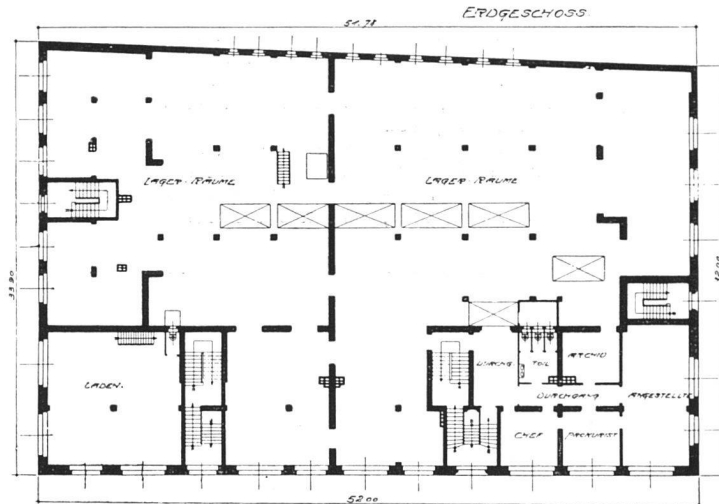
Miethausgruppe „Zum Walkerhof“ an der Hardturmstrasse in Zürich.

Architekt: A. Cristofari, Zürich.

Gräser, Bäume und Wälder anderseits nichts anderes. Sie suchen alle den Raum mit Leben zu füllen, im Drang das Sonnenstrahlchen Weltenergie, das über unser Erdkügelein huscht, direkt und indirekt bestens zu erhaschen und, immer besser ausgenützt, als wertlosen Abfall auf Nimmerwiedersehen wieder ins Weltall hinauszuerwerfen.

„Krone der Schöpfung“ heisst der Mensch, weil es ihm gelang, zwei seiner Beine mit Greifhänden auszustatten, die zahllose Handwerkzeuge hantieren können zu besserem Haschen, Töten, Nehmen, Halten, Verteidigen. Was wir in Krieg und Frieden, erraffend, erbeutend, erlistend, „kriegen“ an Land, Schätzen, Vorräten, Pflanzen, Wild, Vieh, Holz, Kohle, Petrol, Salzen und Erzen; was wir erdenken

denken tun, Böse oder Weise, sie wollen nur, was sie müssen. Ob sie hastig auf Symptome kurieren, oder politisch klug nur Erreichbares wollen, oder idealistisch unklug das Schwererreichbare, oder als Utopisten gar das Unerreichbare, Absolute predigen: sie alle suchen den besten modus vivendi, gehorsam dem spiritus rector, der nach der modernsten Psycho-Analyse im Darne residiert. Denn, ob sich zu Beginn der Weltgeschichte Zentralasien, wegen Klimaänderung verdorrend, nach China, Indien und Persien millionenweise entleerte, ob Bodenerschöpfung, Klimaschwankungen, Uebervölkerung, Degeneration oder Machtgier die grossen Wanderungen erzwangen, in letzter Linie kommandierte das Gedärme und die schrankenlose Ver-

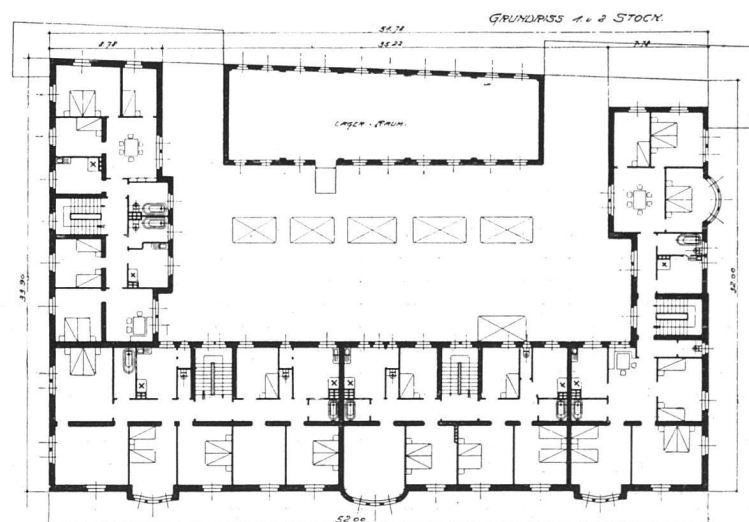


Miethausgruppe „Zum Walkerhof“ in Zürich. — Grundriss vom Erdgeschoss.

mehrung die Völker. Ist es zu kühn, heute zu hoffen, in dieses unfreie Spiel der Kräfte auf dieser Erdkugel jemals planmässig als Schieber und Ordner der Völker mit „neuen Siedlungsprinzipien“ einzugreifen?

Das Altertum tötete die Volksüberschüsse; das Christentum verbot es; die Malthusianer flüsterten vor hundert Jahren von Rationieren, Kinderkarte und von „in den Städten verbrauchen“. Für viel spätere Jahrhunderte mögen diese Malthusianer recht haben: für unsere nächsten Jahrhunderte haben deren Gegner recht, die predigen: „Füllet die Erde zehn-, zwanzigmal voller; erst in der Dichte der Lebensfülle ist Höchstleistung mit kleinstem Aufwand möglich“. Denn alle Arbeit, alles Leben ist ja nur Transport, Umgruppierung, ewige Analyse und Synthese von Stoff und Geist, und alle höhere Lebensfreude quillt nur aus freiwilligem Gehorsam gegenüber dem „biogenetischen Grundgesetz“, dem „energetischen Imperativ“, den Wirkungsgrad der Arbeit zu erhöhen. Unklarheit über diese Grundprobleme ist die Quelle aller unserer Uneinigkeit, Ratlosigkeit und Unentschlossenheit.

Wie steht es denn mit dem „Platz an der Sonne“ auf unserem begrenzten Planeten? Solange nur grüne Blätter direkt oder indirekt Menschen nähren und uns Fischer noch nicht die Synthese von Zucker und Eiweiss beschert hat, ist der Platz an der Sonne ja das Entscheidende. Die Erde hat heute zirka 90,000 Quadratmeter Boden per Kopf der Bevölkerung. Davon sind zirka 50,000, sage die Hälfte, in Zukunft kulturfähig. Westeuropa hat für seine 300 Millionen Köpfe zirka 3 Millionen Quadratkilometer Kulturland, also 10,000 Quadratmeter per Kopf, Nordamerika 100,000, Südamerika noch viel mehr. In unsern Städten bewohnen wir per Kopf, je nach Bauweise und Portemonnaie, oft kaum 10 Quadratmeter bis hinauf zu 10,000 in den Parks der „prassenden Reichen“. In neueren Gartensiedlungen gibt man 50 bis 100 Quadratmeter per Kopf, während Westeuropas Bauern zirka 20,000 haben, also Stufen von 10 auf 100, 1000, 10,000, 100,000 in der Fläche, und etwa entsprechend im Preis per Quadratmeter. Innerhalb dieser Grenzen wogt und drängt sich das Menschenleben auf Erden, im Tasten nach dem Optimum, nach



Grundriss vom I. und II. Stockwerk.



Miethausgruppe
„Zum Walkerhof“ in
Zürich.

Architekt:
A. Cristofari, Zürich.

des Lebens Fülle, mit höchstem Genuss bei kleinster Mühe.

Wenn 200 Quadratmeter per Kopf zur Not, und 2000 reichlich genügen, einen Menschen zu nähren, so brauchen wir bei 50,000 vorläufig keine Angst zu haben, dass die Erde in ihren diversen Vaterländern nicht Raum genug habe, und diese aus Fressnot zu auswärtiger Politik, auswärtigem Heimatschutz zwingt. Sondern es genügt auf Jahrhunderte hinaus einfach zu arbeiten, „zu arbeiten und nicht zu verzweifeln“, wie Goethe es Carlyle eingab und zu machen, „dass zwei Blätter wachsen, wo vorher eines wuchs“, wie es Friedrich der Grosse und Napoleon forderten.

Ungleich dringender als der äussere ist deshalb der „innere Heimatschutz“ gegen bedrohliche innere Kräftespiele und sogenannte Binnenwanderungen, deren früheste architektonische Konsequenzen für den schweizerischen Städtebau Ihnen 1917 Herr Architekt Bernoulli zeigte.

Um 1800 bestand Europas Bevölkerung aus 90 Prozent Bauern und kaum 10 Prozent, die ein wenig Politik, Regierung und Leuteschinderei in Manufakturen trieben; und schon Fichte riet seinem Minister, dieses Zahlenverhältnis wachsam zu ordnen. Die geistigen Kräfte des 18. Jahrhunderts entfesselten die Bauern, bauten ihnen aber einen schlimmen Karzer, die Fabrik. Sie gaben ihnen wohl politische, aber keine wirtschaftliche Freiheit, sondern liessen sie die schwerere Kette, in Gestalt von massenhaften neuen Produktionsmitteln, selber schmieden. Doch unbegrenzt schienen die neuen Möglichkeiten der „Mechanisierung der Welt“, und vom freien Spiel der Kräfte, ohne behördliche Eingriffe, liess in vager Ueberzeugung Adam Smith die Manchesterleute das Heil der Welt erhoffen. „Fair play“ predigte er, und „unfair play“ spielten sie; und mit fünfzig Jahren Verspätung spielt ihnen bis heute die ganze Welt dieses selbstische Spiel nach. Der Jungborn des Bauernstandes ergoss sich, scheinbar unerschöpflich, in die Fabriken, neben Kohlenminen und Eisenbahnen. Malthusianer und Fabrikanten lachten sich zu, wie die Auguren, und

obendrein trank das Volk, so dass niemand wusste, welcher der zwei Moloche es fresse.

Dieser kopflose Taumel und Wahn dauert nun über hundert Jahre, mit dem Resultat, dass nur noch 20 bis 40 Prozent von Europas Völkern Bauern sind, geistig und körperlich geschwächte und durch den Krieg dezimierte Bauern, völlig imstande, unsere Städte zu nähren, nicht mehr sie zu verjüngen. Und noch ist das Problem der besten Wohndichte und Gruppierung der Bevölkerung nicht gelöst.

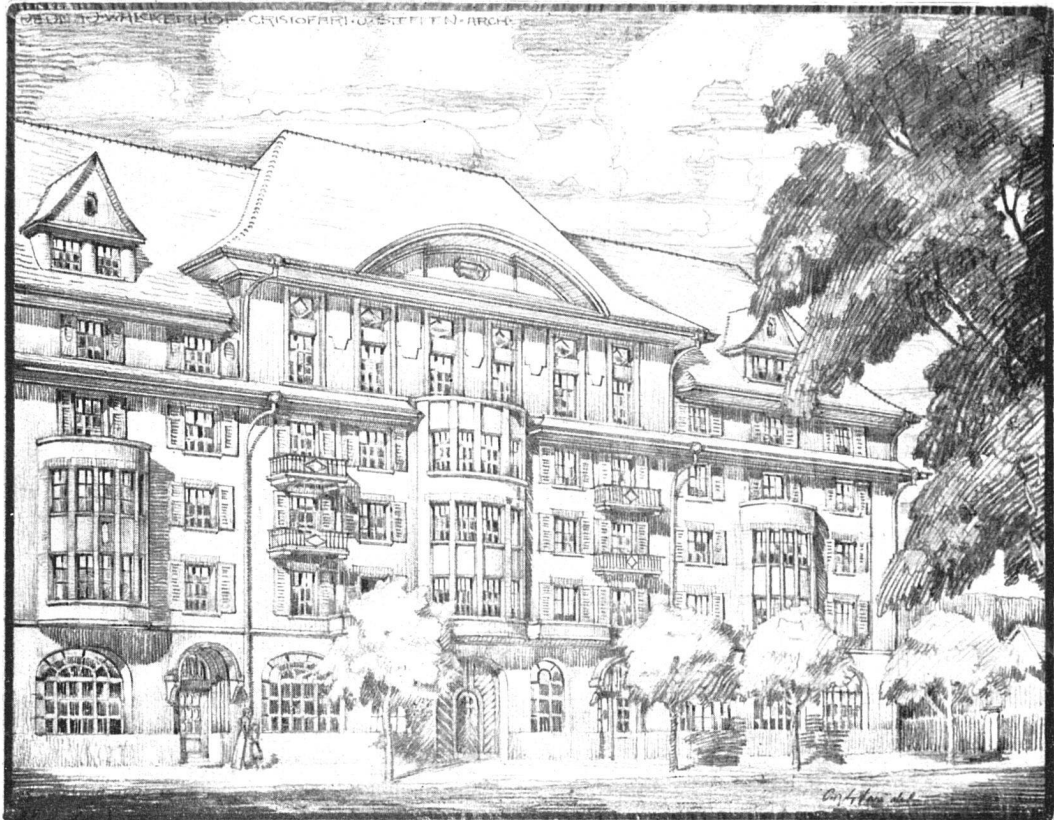
Auf 1900 bleiben die nahrungspolitischen Tatsachen: 1. dass wir im Garten zehnmal mehr als auf dem Kornfeld und hundertmal mehr als auf der Wiese an Menschennahrung wachsen lassen können; 2. dass die Erde zehnmal mehr Menschen ernähren kann als heute; 3. dass ein moderner Bauer zehn Menschen nähren kann, und dass die andern vom Lande als überflüssig abgestossen werden können und gern zur Stadt fließen mögen, wenn wir es verantworten können. Wo nicht, was tun?

Solange noch zwei Drittel des Volkes Bauern waren, konnten sich kühle Beobachter damit trösten, dass diese Hekatomben dem wilden Aufbau der neuen mechanisierten Welt ruhig geopfert werden dürften, bis sie reif sei zur Organisation. Auch im „Heimatschutz“ las man vor Jahren eine ernste Stimme, die gleich den Marxisten vorschlug, den unschönen Industrieprozess sich ruhig austoben und auswachsen zu lassen, bis die Industrie reich und konzentriert genug sei, um die sanierende Operation rasch und schmerzlos zu überstehen, ohne an Entkräftung nachher zu sterben. Heute wissen wir, dass unsere Industrie leider noch unreif und unorganisiert, das Stadtleben aber für Sanierung überreif ist. Englands Propheten Ruskin, Kingsley u. a. lasen wir wenig und fünfzig Jahre zu spät, und seine Siedlungspioniere, wie Howard, fing man gerade an zu beachten, als uns der Krieg überraschte, der den Bankrott der Grossstadt den heimkehrenden Kriegen und uns allen so evident machte. Aber verblüfft ist doch ganz

Europa, dass nach dem grossen Millionensterben der grösste Schrei nicht nur nach bessern, sondern nach Millionen neuer Wohnungen ruft, für ebenso viele auf Kriegsende flügge gewordenen Ehepärchen.

Auch dieser letzte Krieg war ja die Frucht von Europas alter Lebensangst um Selbstversorgung und Exportmärkte. Seine Nahrungsangst erkannten wir als alten Irrtum, seine Exportangst bleibt heute grösser als je, und der internationale, von den Freihändlern ursprünglich erträumte, natürliche Austausch gewisser von der Natur meist begünstigter

Bessere Werkzeuge sind nur eine Teilbedingung für bessern Wirkungsgrad; sie sind käuflich aber wertlos ohne bessere Werkleute und deren besseres Werken. Das war die Sünde des letzten Jahrhunderts, dass es dies übersah: dass zur Arbeit (wie zum Heiraten) Zwei gehören — Zeug und Erzeuger. Totes und lebendes Inventar, erst in ihrer Kooperation produktives Kapital, kapitalisierbares Produktionsmittel; repräsentierbar durch Menschenaktien und Fabrikaktien mit proportionierten Dividendenansprüchen, wie sie Frankreich heute empfiehlt. Erst wer das verstand, kann dem ener-



Miethausgruppe „Zum Walkerhof“ in Zürich. — Fassade.

Architekt: A. Cristofari, Zürich.

Produktionen nimmt einen fatalen Riesenumfang an. Denn obendrein ist, neben der Zahl der Nichtbauern, deren Einzelproduktivität durch die Technik enorm gestiegen, und steigt noch enorm, nur schon durch Verallgemeinerung der bekannten besten Arbeitsmethoden, und durch bessere nationale und internationale Verteilung der Arbeit, und durch bessere Auslese und Erziehung der Arbeitenden zu immer besserem Haushalten mit ihren Kräften und zu immer klarerem Verständnis des Sinnes und der Aussichten des ganzen Riesengetriebes, für die Gesamtheit und für den einzelnen. Wir brauchen dazu nicht neue Erfindungen, die das alte Erdeninventar wertlos und die Herstellung von neuem mit grossem Aufwand nötig machten. Ordnen! rief Laotse; Aufräumen ist das jetzt Nötigste, Billigste. Aufräumen im Kopf und in den Gewohnheiten des Denkens, Fühlens und Tuns; wie im Chaos der Wirtschaft.

getischen Imperativ recht gehorchen. Dieselben Leute mit denselben Werkzeugen leisten zwei-, drei-, viermal mehr, sofern sie, stetig strebend, mit Lust und Liebe zu Ding und Mensch arbeiten, statt mit Unlust und Hass; mit jenem Hass, den die Marxisten säten durch den übertreibenden Wahn ihrer Mehrwertstheorien.

Wir kennen aber auch längst alles was nötig wäre, um in galoppierendem, werkzeug-technischem Fortschritt die Produktion zu vervielfachen, so dass nicht mehr abgedrückte oder abgedarbte Lohnprozentchen in der Hand der Unternehmer oder Genossenschaften mühsam Kapital bilden (d. h. Reserven für Neuanschaffung besserer Werkzeuge), sondern dass zehnmal grössere zielfroh geschaffene Ueberschüsse kräftiges Wachstum sichern. War schon die Enquete des amerikanischen Arbeitsministers Wright von 1900 ein Monument für die unglaubliche Produktivität der damals modernen



Miethausgruppe
„Zum Walkerhof“ in
Zürich.

Architekt:
A. Cristofari, Zürich.

Methoden, so ist heute Amerika mit seinem grössten Taylorschüler Ford ein Wunder von hohen Löhnen, tiefen Preisen, hohem Verdienst; von potenzierender Kooperation. Aber wohin in aller Exportwelt mit all der Ware, wenn wir auch die Güterverteilung ordnen und den Konsum in gesunde Bahnen und Masse leiten? Ein so hochstehender Ethiker wie Paul Lagarde riet heimat-schützend: „Verbietet den Schund im Inland, schickt ihn dem Ausland und empfanget sein Gold dafür“ — dieses heute so diskreditierte Gold. Die Verkürzung der „verdungenen Arbeitszeit“ ist die Lösung. Wir wissen nämlich heute, dass die alten Utopien von Thomas Morus, Benjamin Franklin, Fourier usw. über Halbierung der Arbeitszeit sofort überholbar sind, sobald wir nur endlich Ordnung machen (mit oder ohne Staatshilfe), für Konsum und nicht für „heimlichen Profit“ produzieren und Kitsch verpönen; sondern nach klassischem Beispiel reife Typen und reifen Lebensstil schaffen. Für eine Reform des Lebensstils hat der Krieg die Gemüter gar gekocht; noch nicht die Köpfe, das Bewusstsein. Drum sind wir ratlos, ängstlich, unentschlossen.

Wohl begegnen sich Stadtfucht und Landfucht heute im vagen Grün des verlorenen Paradieses, irgendwo, unweit von Einsamkeit und geselliger Fülle, in einem mässig grossen Kreise gleichgesinnter, harmonisch gruppierter Nachbarn; aber wo sollen wir hinfliehen, wo hinsiedeln? und was dort hinbauen? und dann dort im Grünen machen? Bessere Kleidung? Bessere Nahrung? Bessere Werkzeuge? Ich denke alles zusammen, und bessere Kunst und Menschen obendrein. Wir wissen,

dass wir künftig ohne Sorge vor Ueberbevölkerung gesünder leben dürfen, falls wir vernünftige soziale Reformen „ohne Hast und Rast“ durchsetzen. Wir wissen nicht, was uns Schweizern die nahe Zukunft von aussen und innen bringt, und wagen heute noch nicht radikale Umstellungen; und müssen doch rasch Häuser machen, Heime schaffen, die dann wieder zweihundert Jahre dastehen. Wüste Bilder und Kleider hängt man weg; teures Brot und Milch verdauen Magen und Geldbeutel, aber teure und unpassende Häuser bedrücken uns auf Jahrhunderte. Jedenfalls aber fühlen wir, dass nur einschneidende Reformen der Bodenrechte die neuen Lebensreformen ermöglichen können, ob wir nun 100 oder 1000 oder 10,000 Quadratmeter per Kopf geben. Wir wissen aber noch nicht, ob wir export, fähig bleiben oder ganz zur Scholle zurück müssen. Voraussichtlich müssen wir selbstversichernden Heimatschutz treiben und eine Synthese von Industrie und Landwirtschaft bilden, aus wirtschaftlichen-hygienischen und rein menschlich-sozialen Notwendigkeiten heraus, so dass der Grossteil unseres Volkes, der nicht mehr Berufsbauer sein kann, wenigstens zur Hälfte Selbstversorger ist und von der Landwirtschaft nur Korn und Faserstoffe kauft. Diese Idealistenpredigt Tolstois und Krapotkins realpolitisch zu befolgen, dürfte unsere nächste Aufgabe sein. Siedelgesetze beschloss Weimar am 2. Juli 1919.

Seit 1800 zogen die Menschenmassen nahe zu den Zentren von Verkehr, Rohstoff und Maschinenkraft. Soll die Maschine in Zukunft nahe ihrem Meister Mensch einquartiert werden, und der Stoff zu diesen zwei Produktionsmitteln fliessen, statt



Laboratorium M. U. Schoop in Zürich.
Architekt: A. Cristofari, Zürich.

der täglichen Flut der Menschen zu Stoff und Maschine? in die Stadt? Für die Produktion teurer, stark veredelter Kilos gilt dies bei den heutigen Transportmitteln zweifellos; das Lastauto zirkuliert von Haus zu Haus, im weiten Umkreis um unsere Städte; und Ware, die über 20 Rp. das Kilo kostet, umdampft den Erdball. Krapotkin bejahte diese Lösung schon 1900 für 50 Prozent unserer Produkte und predigte kollektiv organisierte Heimarbeiterkolonien, denen der Kleinmotor, die Sünde der grossen Fabrikdampfmaschinen büssend, erlauben müsse, daheim Ware und Nahrung im Interesse und Auftrag der Konsumenten zu machen. Neuestens wird sogar die Massenfabrikation der „besseren Werkzeuge für die tägliche Arbeit der Massen durch kooperative Gruppen, die in Masse ein Teilstück fertig liefern, so organisiert, dass solche Heimarbeit, befreit vom alten Odium dieses Namens, sehr wohl möglich ist. Maschinen erzeugen nicht mehr Kitsch, sondern Heimmaschinen in Massen für die Massen. Das schlägt Malthus. Es sei nur erinnert an Näh-, Mäh-, Säge-, Schreibmaschinen, an Motore, Pumpen, Mühlen, an Wagen, Velos, Autos und Motorpflüge, die zu Hunderttausenden gemacht werden, gemacht werden müssen, wenn sie billig und gut werden sollen.

Die nahe Zukunft wird uns, dies zu ermöglichen, grosszügigste einheitliche Organisation der gesamten Nationalwirtschaft mit weitgehender Arbeitsteilung unter Firmen wie unter Menschen, mit kommerzieller Zentralisierung, aber mit dezentralisierter nicht verteuerter Stoffverarbeitung bringen, und dafür gilt es die besten Formen suchen. Auf alle Fälle aber gilt es, unserm Volk wieder geben, was es bei seiner Landflucht aus dem Dorf in die Stadt nicht wieder fand, und doch so nötig hat, die alten, durchsichtigen, geistig noch unspannbaren Menschengemeinden und -gruppen von ein-

heitlichem Wollen, unter führenden, zusammenhaltenden Persönlichkeiten, so wie das uralte Dorf sie zusammenhielt. Solche Gemeinden und übersehbare kleine Kreise gilt es wieder zu schaffen in der Wohnsiedelung wie in der Industrie, gleichgültig, ob wir im Sinn der „industriellen Landwirtschaft“ auf Oedland Meliorationsgüter schaffen, wo sich ein Kranz von Zwerg-Bauer-Häuslein mit Küchengarten um einen maschinell beackerten Zentralkomplex schart (von dem jeder 5–10,000 Quadratmeter neben seinem Industriebetrieb mit Kind und Kegel bepflanzt, und wo der grosse Gemüseüberschuss der nahen Stadt frisch geliefert wird), oder ob wir nur grosse Regiegüter, weiter weg, im Auftrag von Kommunen oder von Konsumgenossenschaften betreiben lassen; oder ob wir, je nach Exportmöglichkeit, ganz neue Dörfer mit hauptberuflichen Zwergbauern gründen; ob wir nach Krapotkin neue, mit Gemüsekultur planmässig kombinierte Industriedörfer schaffen, in die wir die Fabriken der Städte abschieben; oder ob wir z. B. 10 Kilometer abseits der grossen Industriezentren, Siedelungen, Siedeldörfer errichten, mit kooperativen Werkstätten, die im Auftrag der Zentralfirma, nach Fergprinzip, Teilprodukte erzeugen; Siedelungen, wo die Leute wohnen und fabrizieren und pflanzen, und wo statt der täglichen Reise des Vaters in die Stadt, auf wöchentlicher Rundreise das Lastauto Stoff abliefern und Ware abholt; oder ob wir ganz einfach Vorstadt-Garten-Kolonien bauen, so hart neben der Stadt, dass der Vater ins Geschäft — und die Kinder zur Schule — laufen können, mit 2–300 Quadratmeter Garten per Häuslein; ob wir per Kopf 100 oder 1000 Quadratmeter kaufen müssen; diese Varianten ändern nichts an der Hauptsache, dass es grosse, arrondierte, passende Komplexe von 100,000 bis 1 Million bis 10 Millionen Quadratmeter braucht, damit organische



Laboratorium
M. U. Schoop, Zürich.

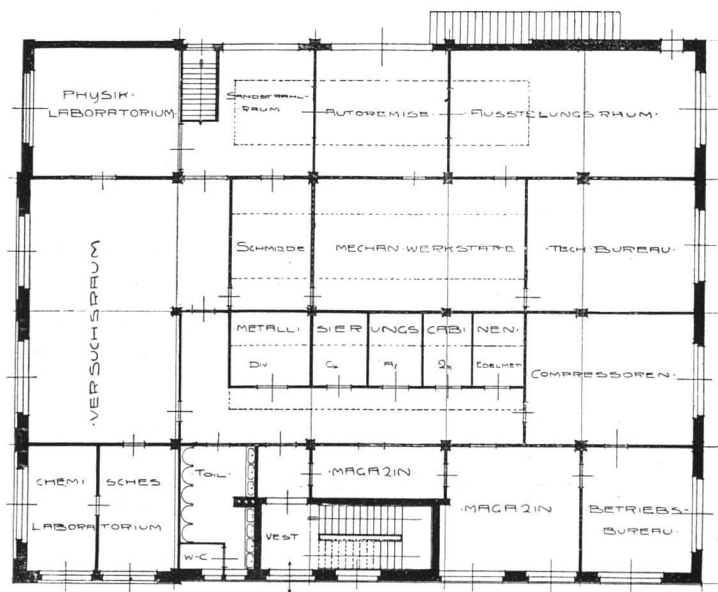
Architekt:
A. Cristofari, Zürich.

Neusiedelungen, dorf- oder doch gemeindeartige, genossenschaftlich finanzierte, erbaute und betriebene Niederlassungen entstehen können.

Und das erfordert eine Revision des Bodenrechts.

Ferner ist aber gegen alles Erwarten der Laien auch eine Reform des Wohnungsbaues und des Wohnens nötig. Wohl haben endlich beim Bau grösserer Gebäude auch Baumaschinen zum Ersatz der Handarbeit Anwendung gefunden, bei Herstellung und Transport von Baustoffen, aber System und Leben kam deshalb noch nicht in den Volks-

wohnungsbau Der überraschende grosse Bedarf, die Fülle der neuen Baustoffe und Konstruktionsprobleme, die Grösse der öffentlichen Bauobjekte, die bei der Ballung der Städte nötig wurden, als Bahnhöfe, Fabriken, Posten, Schulen, Ausstellungen, Parlamente, Verwaltungen und Paläste für Fürsten der Staats- und Geldgewalt, scharte alle Hirne der Technik um die grossen Besteller Staat, Kommune, Grosskapital, wie vor der Revolution um die Krone. Grössere Objekte im Wert von Tausenden, wie Häuser und Maschinen, in Massen für die Massen maschinell zu machen, gleich wie Kleidung, Werk-



Parterregrundriss.



Laboratorium
M. U. Schoop, Zürich.

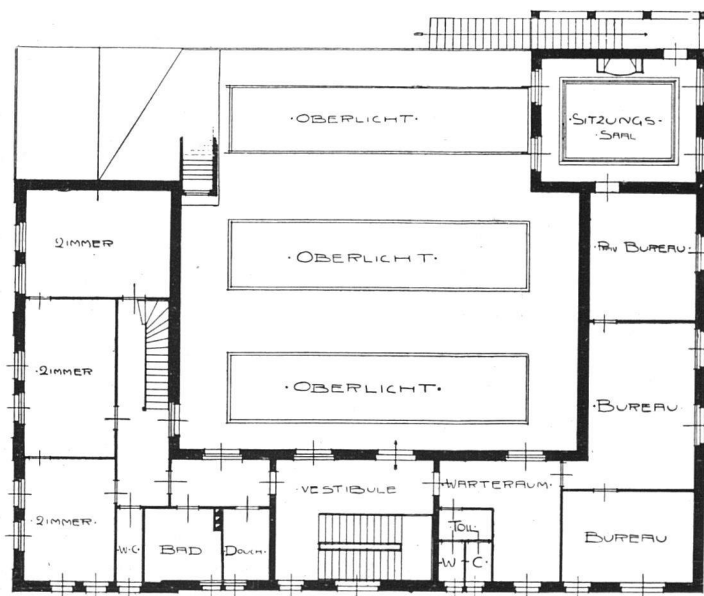
Eingang.

Architekt:
A. Cristofari, Zürich.

zeug, Geschirr, das lockte nicht, weil die Kaufkraft der Massen zu klein schien. Was zeigen Läden und Ausstellungen? 90 Prozent Güter oder Uebel für die Reichen, in Sinn und Wert verwirrender Vielgestaltigkeit und Wandlung. Daher kommt es, dass trotz Mechanisierung von Kleid und Hausrat bei uns die Befriedigung der drei grössten und dringendsten menschlichen Bedürfnisse nach Dach, Nahrung und Haushalt noch nicht von der gerühmten Mechanisierung profitiert, und unser Leben zwar verdorben, aber nicht verbilligt, nein verteuert wurde. Dies, weil die Stadt, das Stadtleben, ungeordnet

oder zu kompliziert geordnet wurde, so dass statt der möglichen kooperativen Leistungspotenzierung ein Leistungsabfall, Sünde gegen den Geist des energetischen Imperativs entstand.

Das Wohnhaus der Massen, des kleinen Mannes, der 90 Prozent der Bevölkerung ausmacht, und heute vehement nach Häusern ruft, blieb vernachlässigt bezüglich Konstruktion, Bau, Gruppierung. Heute sitzen deshalb in ganz Europa Architekten, Baumeister und Ingenieure beisammen, um ihm sein Haus und seine Hausgemeinde zu schaffen. Statt ihm „komprimierte Villen“ zu bieten, gilt es



Grundriss des I. Stockwerkes.



Laboratorium
M. U. Schoop, Zürich.

Architekt:
A. Cristofari, Zürich.

Treppenaufgang zum Sitzungssaal.

neu unten aufbauen und um sein Bett und Herd, um seine Person und seine Familie (die soziale Zelle) die Zellhaut der Häuser zu formen. Der Mensch ist zirka 170 Zentimeter lang und zirka 170 Pfund schwer; er schläft in Kisten und sitzt auf Stühlen um Esstische und Feuer. Früher lebte er jahrtausendlang in Sippen zu 100 bis 150, in „langen Häusern“ ohne Kisten und Scheidewände. Erst neuerdings baut er im Norden per Familie heizbare Steinkasten von zirka 50 Kubikmeter per Kopf und mit durch Klappen verschlossenen Löchern. Um Schlafkiste, Esstisch und Feuerstätte und ihre Funktionen wird der Kasten geformt, dimensioniert, konstruiert. Dieser Kasten ist für die Familie, was in der Natur die Zellhaut für den Zellkern. Aus normalisierten Atomen und Zellen gruppiert und organisiert sie die ganze Fülle ihrer Organismen, aber doch wieder millionenweise zu ganz charakteristischen zweckmässigen, praktisch uniformen Typen, an deren Vervollkommen sie rastlos schafft, durch Ausbildung und Auslese des Wesentlichen und Ausscheidung des Unwesentlichen, Unpassenden. Die Moleküle der Zelle sind beim Haus die Bauteile; das Handwerk soll sie fabrizieren. Der Baumeister soll die Teile gruppieren, zu Häusern (Zelle), die Häuser zu Häusergruppen und die Gruppen zu Gemeinde-Organismen. Was aber offenbar neben dem organischen Sinn für die ganze Niederlassung verloren ging, das war die enge Kooperation zwischen Baumeister und Handwerker, sowie im europäischen Maschinenbau der Kontakt zwischen Ingenieurbureau und Werkstatt; so dass gerade die befruchtende stän-

dige Wechselwirkung fehlt zwischen Idee und Ausführung, Erfahrung und Kritik, neuer Idee und Verbesserung, die die typen- und stilbildenden Genies der alten Zeiten (so Benvenuto Cellini und hunderte andere) zur Vollkommenheit emportrieb. Dies die zweite Todsünde unserer Zeit, begangen durch die Scholastik, der Kopf, Hand und Stoff trennenden Stubbhock-Vielred-Nixtu-Schule, die Sünde gegen das untrennbare Ehepaar Geist und Stoff. Endlich erziehen heute Laboratorien und Arbeitsschulen das heutige Geschlecht zu kritischem Denken, zu lebendigem Schaffen im Urrhythmus von Aktion und Reaktion. (Luther kämpfte um „eine Schulstunde per Tag neben den Hausgeschäften“).

Dem mehr ästhetisch als sozial und technisch orientierten Architekten des 19. Jahrhunderts blieben aber meist noch die wahren Vorteile der Mechanisierung verborgen. Er hatte nur die Folgen egoistischer, hastiger, industrieller Massenfabrikation durch anonyme Firmen, Arbeiter, Händler für anonyme Käufer, um Profit, erlebt, nicht die wirtschaftlichen und sozialen Möglichkeiten der massenhaften Herstellung und Gruppierung reifster Typen erkannt. Das Haus war ihm Individual-Problem. Erst die Massenerzeugung lohnt aber auf allen Gebieten tiefere Durchgeistigung des Stoffes, bis ins Kleinste, zur Höchstleistung bei kleinstem Aufwand; und kostspielige Maschinen, Einrichtungen und Menschenanlernung zur Fabrikation von Hausteil, Haus, Häusergruppe oder Gruppenhaus. Gruppen von Gruppenhäusern, von Reihenhäusern heisst es aber heute fabrizieren.

SCHWEIZERISCHE RUNDSCHAU

Freiburg.

Brückenbauten. Der Stadtrat unterbreitete dem am 7. Oktober in ausserordentlicher Session zu-

sammengetretenen Grossen Rat eine Botschaft über den Bau einer Betonbrücke von 400 m Länge, 12 m Breite und 90 m Höhe, die die Stadt Freiburg mit dem rechten Saaneufer verbinden und zugleich der